

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 177.

Donnerstag, 1. August.

1929.

(11 Fortsetzung.)

Der Kanalschwimmer.

Roman von Karl Pütge.

(Nachdruck verboten.)

Auf dem Coosfingel schritt Fred Bronnen in unruhiger Hast. Der Coosfingel besaß eine ungeheure Breite und war eine würdige Hauptstraße dieser großen Stadt. Ein ganzes Stadtviertel war ihm und den beiden Riesenbauten Rathaus und Hauptpost geopfert worden. Ein bewegter, bunter Menschenstrom ergoß sich auf der riesigen Straßenbreite hinauf und hinab.

Fred Bronnen schritt mit verdüstertem Gesicht, hastig, ohne Ziel. Er war entwurzelt, heimatlos, gehebt, in der fremden, gleichgültigen Stadt und wußte nicht, wohin er in ihr seine Schritte lenken sollte.

Im Kreislauf gingen die Gedanken um den Kanal, den Tod Hooffts, um Miß Blank, um seine Flucht.

Da trat ein Mann auf Fred Bronnen zu. Der Schwimmer erschrak tief. Verloren, dachte er und erlag für Sekundenbauer den Gedanken an Flucht. Allein, er war nach den Tagen der Ratlosigkeit und des Schmerzes so zermürbt, daß er den Gedanken an Flucht sogleich wieder aufgab.

„Kaufen Sie eine Uhr?“, fragte der Mann auf Holländisch.

Fred Bronnen wehrte unwirsch ab. Er kannte Holland und wußte von diesen in Scharen die Straßen überschwemmenden Bauernfängern, die es auf die Gutgläubigkeit der Fremden abgesehen hatten.

Der Uhrenverkäufer ließ sich nicht abschrecken. Er versuchte es auf Englisch, auf Deutsch.

„Eine echte goldene Kavalierruhr — oder eine Uhr für die Madame zu Hause — oder für den Herrn Sohn — mit Sprungdeckel —“

Unausgeseht schwakte der Mensch. Er leitete zum Hafen hinüber — über die riesige Maasbrücke, von der sich ein wundervolles Bild auf Stadt und Hafen bietet.

Fred Bronnen ließ den Menschen schwagen. Er sah nicht den Menschenstrom, nicht das imposante berückende Hafenbild. Er dachte an seine Not und die Verzweiflung, die in ihm war.

Schweres lag hinter ihm: Er war in einer zwar nur mäßig stürmischen, doch stockfinsternen und regnerischen Nacht von dem Küstenort an der belgisch-holländischen Grenze nach Holland hinübergeschwommen.

In der Dunkelheit hatte er die Richtung verloren und war nach Stunden harten Kampfes in die Scheldemündung geraten, wo es ihm erst gegen Morgen gelang, auf der Insel Walcheren, in der Nähe von Vlissingen, Land zu erreichen.

Er war völlig erschöpft und betrachtete es als ein großes, heiliges Wunder, als Zeichen, daß mit dem Unschuldigen die Götter hielten. Wie hätte ihm sonst der Kampf mit Wellen, Strömung, Hunger und Durst gelingen sollen, wenn er allein auf schwache Menschenkraft angewiesen gewesen wäre? Selbst sein Bündel Kleidung hatte er zu retten vermocht. Doch er war so mitgenommen, daß er sich Stunden nicht rühren konnte.

Er aß nichts den ganzen Tag über und schleppte sich erst am Abend in das Städtchen Middelburg hinein. Das buntbewegte Treiben in dieser buntesten Stadt Hollands sagte ihm in seiner trostlosen inneren und äußeren Verzweiflung nichts. Er ging in ein billiges Gasthaus und schlief vom Spätnachmittag bis zum nächsten Mittag. Danach war er frischer und wieder empfänglicher für Eindrücke.

Mit brennendem Eifer durchsuchte er die holländischen Zeitungen, die es in dem Gasthause gab. Er war wiederholt in Amsterdam und im Haag zu Schwimmwettkämpfen gewesen und konnte einigermaßen holländisch lesen und sprechen.

Als er in den Zeitungen von dem unverminderten Verdacht las, der auf ihm ruhte, da hielt es ihn nicht mehr in dem kleinen, reizenden Middelburg, und er fuhr hinab nach der nahen großen Hafenstadt Rotterdam, in deren Getriebe er unterzutauchen hoffte.

„Nehmen Sie beide, Herr — für 40 Gulden — das ist billig — beide für 40 Gulden — oder wenn Sie 50 Gulden anlegen wollen, dann sollen Sie alle drei haben“, redete unaufhörlich der Uhrenschwindler auf den Schwimmer ein.

Sie hatten die hohe, riesenhafte Maasbrücke überschritten. Fred Bronnen hörte nicht hin, was der Mensch sprach. Doch er empfand es wohlthuend, daß jemand neben ihm schritt. Das Gefühl der Sicherheit wuchs damit. Er fühlte sich nach den Tagen der Einsamkeit gehoben, gestärkt und unendlich zuversichtlicher. Das Gefühl von Schwäche und Hastlosigkeit wich von ihm. Er schämte sich dieser Gefühle, die ihn unwürdig für seine große Aufgabe zu machen drohten.

Seine Unschuld mußte sich über kurz oder lang herausstellen. Er würde dann erneut an den Kanal herangehen. Nach dem furchtbaren, stundenlangen Kampf vor der Scheldemündung bangte ihm vor dem Ungeheuer Kanal nicht mehr.

Er hielt inne und musterte den Uhrenhändler.

„Nehmen Sie — alle drei für 30 Gulden —“, drängte der Mann.

Fred Bronnen wehrte ab. Er zog seine Uhr und hielt sie dem Mann dicht vor die Nase.

„Was geben Sie mir für diese Uhr? — Ich brauche Geld.“

Der Mann nahm die Uhr, horchte und klopfte an ihr herum. Dann öffnete er das Gehäuse. — Er sah plötzlich prüfend, unter umbuschten Augenbrauen hervor, den Schwimmer an.

„Die Uhr ist kaput — durch Seewasser — Sie haben geschwommen in der See? — Davongelaufen — wie?“

Fred Bronnen verfärbte sich etwas. Doch er blieb ganz ruhig. Er durfte sich nicht verraten. Nirgendso war er sicher. — Er lachte und sagte wegwerfend:

„Die Uhr ist nicht kaput. Sie geht! — Was geben Sie mir dafür?“

„Nix.“

Der Uhrenhändler schnippte mit den Fingern, musterte mißtrauisch den Schwimmer und wich von seiner Seite. Fred Bronnen wurde es unbehaglich. Er sprang auf eine Straßenbahn, an der er das Schild „Hosplein“ las und gedachte mit ihr zum Bahnhof zu eilen. Allein die Straßenbahn kam für seine Ungeduld viel zu langsam vorwärts. Ziehbrücken, die den Straßenverkehr unterbanden, um den Verkehr auf Kanälen durchzulassen, hinderten den Wagen, Autos zwängten sich hart vor ihm, Schwärme von Radlern umschwärmten Schienen und Verkehr.

Durch den Schaffner erfuhr Fred Bronnen, daß vom Hosplein der elektrische Zug nach dem Haag fuhr. Er

sprang entschlossen am Delfter Tor ab, eilte über die Straße und saß bald im Surrenden, mit größter Geschwindigkeit durch das flache Weidenland, an Kanälen, Windmühlen und flachliegenden Dörfern vorüberreitenden Schnellzuge.

In der eleganten Hauptstadt Hollands, dem Haag, glaubte er sicherer zu sein als in der Hafenstadt Rotterdam. Was er hier beginnen sollte, wußte er freilich nicht. Das Geld war fast völlig ausgegeben. Und Holland war teuer.

Da las er an einer Anschlagssäule eine Ankündigung: „Ein Malzertraum“. In der Princesse-Schouburg. Von einer ersten Berliner Operettengesellschaft.

Er ging und sprach um Beschäftigung vor. Aber es war nichts. Man hatte das Personal komplett, und für die untergeordnete Arbeitsleistung auf der Bühne wurde das einheimische Personal des Theaters verwendet.

Aus Mitleid schenkte man dem Schwimmer ein Billet für die Abendvorstellung. Fred Bronnen nahm es verwundert und bedankte sich kaum. Draußen zerriß er es. — Was sollte er im Theater? Was sollte ihm das jetzt, wo er selbst in einer Tragödie mitwirkte, die ganz andere Bedeutung für ihn besitzen mußte, als ein auf der Bühne dargestelltes kleines Menschen-geschick?

Als er aus dem Theater trat und mutlos seine Schritte über die schattendunkle Straße lenkte, surrte auffallend langsam ein Auto an ihm vorüber. Er stutzte. Er glaubte ein Gesicht erkannt zu haben. — Ein Blick aus einem Paar Augen hatte ihn getroffen.

Da hielt das Auto schleichend an. Es wendete darauf und fuhr zum Straßenbord hinüber, an dem unschlüssig Fred Bronnen verharrete.

„Wie nett, daß ich Sie hier treffe“, sprach eine melodische Stimme.

Eine schmale, weiße, gepflegte Hand reichte sich dem Schwimmer aus dem Wagen heraus.

„Gnädige Frau“, stammelte Fred Bronnen sehr erschrocken und machte vor Verwirrung eine fiktische Verbeugung.

„Ich bin es. ja —“, antwortete die melodische Stimme.

Frau von Gager zahlte das Mietauto und stieg aus. Sie fragte nach dem Wegziel Bronnens. Der Schwimmer wies irgendwohin mit der Hand. So schritten sie miteinander den gepflegten, um diese Stunde wenig belebten Weg, der nach Scheveningen durch den Wald, längs des Kanals führte.

„Wie kommen Sie nach dem Haag?“, fragte Frau von Gager unter gesenkten Lidern hervor.

Fred Bronnen zuckte eigenwillig, in verhaltenem Trotz mit den Schultern. Sein hübsches Gesicht war voll Mißmutsfalten, bleich und stumpf. Er spürte irgendeinen Zwang und suchte sich ihm zu entziehen. Allein die Frau hielt ihn fest mit ihrem Blick und ihrem Wesen.

„Ich mußte irgendwohin!“, preßte er hervor.

„Hat Sie Miß Blant im Stich gelassen?“

Diese Frage riß Wunden in Fred Bronnens Brust. Er ballte in ohnmächtigem Zorn die Fäuste. Nie war ihm diese Frau, die ihn verfolgte, seit er ihr Kind gerettet, hassenswerter erschienen, als jetzt.

„Ich verstehe Sie nicht“, wich er kurz, fast unhöflich ihrer Frage aus.

Frau von Gager war sehr bleich. Um ihre Mundwinkel zuckte es. In den Augen glomm eine fast über-natürliche Glut. Wippend schritt sie neben dem Schwimmer, der rasch, wie in Abscheu und Furcht, ausstritt. Die Mühseln, mit denen die Wege an Stelle von Riesen bestreut waren, knirschten unter ihren eilenden Schritten.

„Wissen Sie, daß Sie von der Polizei gesucht werden?“, stellte Frau von Gager eine andere Frage. „Wollen Sie mich ihr ausliefern?“, kam schroff Fred Bronnen mit einer Gegenfrage.

Frau von Gager verneinte ernst und unberührt durch den unhöflichen Ton in den Worten Fred Bronnens. Sie sah ihn nicht an.

„Ich gedenke dies deshalb nicht zu tun, da ich selbst von einer weisen Polizei gesucht werde —“

„Sie —“

„Ja. — Als Ihre Komplizin!“

„Als —“

Fred Bronnen faßte die Worte der eleganten Frau nicht gleich. Er atmete schwer und blickte Frau von Gager unsicher von der Seite an.

„Und dann bin ich auch nur zu dem einzigen Zweck in Holland, um Ihnen zu helfen, Sie tüchtiger Mann!“

Fred Bronnens Fassung schwand immer mehr.

„Woher wußten Sie denn —?“

„Ich weiß!“

Das Gesicht Frau von Gagers verzog sich im Schmerz. Sie senkte den Blick. Beidend ging über sie eine Welle der Reue. Sie wußte nicht, was sie tat. Aber sie mußte es tun. Es trieb sie — und sie folgte.

„Sie, gnädige Frau, — suchten nach mir?“, stammelte bleich und mit einem Male ganz wunderbar wohligerregt der Schwimmer.

„Ich gehöre an Ihre Seite“, versetzte die Frau.

Fred Bronnen blieb stehen. Sein Blick versenkte sich in das erregte Gesicht Gerda von Gagers. Ihre Lippen bebten. Die Augen waren umflort. Doch zu tiefst in ihrem Grunde leuchtete es von erwachendem heimlichem Triumph.

„Gnädige Frau —“

„Lieber Freund! Wir sind Kampfgenossen — verbunden — und können so formell nicht mehr nebeneinander sein!“

„Frau Gerda!“

Fred Bronnen streckte beide Hände aus. Er hatte das dumpfe Gefühl dabei, in einen Abgrund zu taumeln und nun ganz verloren zu sein. Allein, als er den festen Griff der heißen Hände der Frau verspürte, da wich das Gefühl der Beklemmung und heiß aufgestiegenen Angst, und er lächelte wie unter einem Schleier.

Gerda von Gager gab ihm das Nücheln verheißungsvoll und beseligend zurück. (Fortf. folgt.)

Hügel des Lichts.

Von M. V. Ben-Gabriel (Jerusalem).

In Windungen steigt der Weg empor. Steppe, Wüstenberge, gelb in sich, um uns. Melancholische Einsamkeit der Wüste, selten ein verummter beduinischer Reiter, ein schwarzes Beduinenzelt in einem Talteßel, ein riesiger Adler über uns, und von ferne das Echo eines Schusses, das die Stille der Steppe augenblicklich verschlingt. Ein jagender Beduine vielleicht oder ein Polizeireiter. Irgendwo verläuft, nur den Eingeweihten bekannt, die Grenze zwischen Palästina und dem Transjordanland der Beduinen. Gelb und einformig ist der Weg. Doch plötzlich wildromantisch, Wildnis in der Wildnis, die Schlucht des Varmut, dessen Wasser über eine wilde Urweltlandschaft dahinschießen. Und plötzlich, da glaubst deinen Augen nicht zu trauen, tauchen vor dir kleine Häuschen wie chinesische Pavillons auf einem gelben Wüstenberge auf. Und nun, da du noch ein paar Schritte machst, siehst du mit einem Male auf ein Eisenbahngeleise, auf riesige Baggermaschinen, auf Kräne und auf Menschen. Hunderte von Menschen, die sich in die Erde hineinstressen. „Tel or“: Hügel des Lichts, die größte Kraftstation Vorderasiens, die Ruthenbergs, der Industriekapitän Palästinas, der elektrische Messias des Landes, in die Wüste hineinstellt, um das ganze Land mit Kraft, Licht und Wasser zu versorgen. Seine Rechnung ist verblüffend einfach, einfach-grandios: aus der Addition von rund 2 Millionen Pfund zusätzlich dem Gefälle des Varmutflusses und des Jordans, ferner der Arbeit von 600 Mitarbeitern, entsteht das gewaltigste Kraftwerk zwischen dem Mittelmeer und Indien, das seinesgleichen wahrscheinlich am ganzen asiatischen Kontinent nicht hat. Ruthenbergs gigantische Idee besteht darin: gewaltige Dämme aufzuführen, das Jordangebett einfach umzulegen (in der Schnelligkeit zwei gewaltige Brücken darüber zu werfen), das Tal zu einem mehr als ein Quadratkilometer weiten Staubecken zu machen, den Wasserpegel um 5 Meter zu heben, ihn im Kraftwerk selbst um 27 Meter hinabfallen zu lassen und durch all dies schließlich 32 000 Pferdekkräfte aus dem heißten Fluß Jordan herauszuziehen. Die Sache scheint einfach. Wer aber den

Schauflaß dieser *...fachen Angelegenheit*, dieses zwar romantische, aber über 200 Meter unter dem Meerespiegel liegende Wüstengelände mit seiner tropischen Hitze kennt, der dürfte anders denken. Wenn er noch hört, daß am Beginn des Werkes bei den Beduinen der Landschaft die Malaria-infektion 130 v. d. h. betrug (d. h. ein Drittel kam zur zweiten Infektion), und dann vernimmt, daß Ruthenbergs eiserne Hand, gemeinsam mit der Regierung, die Infektion auf 1/4 v. d. h. herabdrückte, dann wird er vielleicht auch den in der Industriegeschichte einzig dastehenden Fall staunend verstehen, daß dieses seiner Vollendung entgegengehende Werk keinen einzigen tödlichen Unglücksfall zu verzeichnen hat. Dies bei Arbeitern, 600 an der Zahl, von denen ein Großteil aus Intelligenzberufen stammend — niemals mit einer Maschine etwas zu tun hatte.

Die Größe der Tat in diesem einsamen Winkel des Beduinenlandes leuchtet auch dem Nichttechniker ein, wenn er mit den Arbeitern spricht. Achteinhalb Arbeitsstunden täglich — Freitag vier und Samstag arbeitsfrei — in einem Lande, wo man gemeinhin vierzehn Stunden täglich arbeitet, ein bis zwei Kinovorstellungen wöchentlich, mitten in der Wüste, Bibliothek, Lehrkurse, schöne Wohnräume, vorzügliches Essen und nicht die geringste Möglichkeit, im Wert Geld auszugeben, dies alles sind Dinge, die es verständlich machen, daß diese 600 Arbeiter, vom letzten Erdträger, der einmal Jurist war, bis zum obersten der Wächter, einem hünenhaften tscherkessischen Juden, in Ruthenberg ihren großen Freund sehen. Sechshundert Arbeiter, die in dieses Land kamen, um es aufzubauen. „Und was wird mit den Arbeitern geschehen, wenn der Jordan im neuen Bett fließen und das Kraftwerk die Wüsten Palästinas in Fruchtland wandeln wird?“, fragt einer der Vertreter der Westpresse, die zur Beschäftigung der Arbeit geladen wurden. „Dann“, antwortet einer mit einem beduinischen Sonnentuch auf dem Kopf, „dann werden wir das, was uns vorschwebte, als wir in dieses Land kamen: Ackerbauern. Ruthenberg wird uns im Umkreise des Werkes Land geben und ein Dorf bauen. Wir bleiben auch als Bauern — wenngleich unabhängig vom Werk — doch mit ihm innerlich verbunden. ... Was wir uns wünschen?“, setzt er auf eine diesbezügliche Frage fort. „Eigentlich nichts. Höchstens, daß man uns für diejenigen, welche europäische Sprachen verstehen, das heißt für unsere Wüstenlesehallen, europäische Zeitungen schickt.“

Gigantisch ist das Werk, diese Symphonie aus Natur und Technik, gigantisch sind die Idee und ihre Folgen. Tel or, das gestern noch Zist oder Gescher hieß, wird das industrielle Herz, das durch tausend Kanäle Kraft und Wachstum in die harte Erde Palästinas strömt. Wären aber in Rußland die Bolschewiken nicht zur Macht gelangt, dann stünden wir, die wir vom oleanderbewachsenen Varmukufur über die Wüstenhügel zur großartigen Ekbarade hinaufgehen, in einer der vielen menschenlosen Einöden Transjordanien. Hätten nämlich die Bolschewiken Kerenstoj nicht verjagt, dann hätte der Ingenieur Ruthenberg wohl noch immer das Polizeipräsidium von Petersburg oder irgend ein Ministerposteleuille in Rußland inne und nicht mit ungeheurer Energie aus der Wüste und dem Zusammentreffen zweier Flüsse das größte Industriewerk Vorderasiens geschaffen.

Sogar der englische Maschineninstrukteur ist auf Ruthenberg gut zu sprechen, wiewohl er wochenlang fluchte, weil er auf hundert Kilometer Entfernung keinen Whisky aufreiben konnte.

Pech am Watzmann.

Von Alexander Baldu.

Er steht verzaubert seit vielen Jahrtausenden, der Herrscher, der nach dem Bericht der Sage so freudig seine Macht mißbraucht hatte. Und nur Herrschernaturen waren es, die bisher seinen Felsstuden, seinen Stürmen und Nebeln zu troken wagten. Das ist nunmehr mit der Demokratisierung aller Begriffe anders geworden. Die Zeit hat auch hier das Königsdiadem heruntergerissen und der Watzmann wurde mehr und mehr zu einem Modeberg, wie er in den besten Monaten ganze Prozessionen von Touristen empfangen muß. Einzige eine Seilbahn und ein Gipfelhotel mit Glasterrasse dürfte zur Vollendung der Modernität noch fehlen. ...

Und dennoch: Selbst wenn die Formen zu wechseln begonnen haben, der Inhalt bleibt. Kein bis zur Maßlosigkeit gesteigerter Sportsgeist, keine noch so erhöhte Sicherung wird dem Berg die Tüden nehmen, die plötzlich auftauchenden Stürme und Nebel verhindern können. Das Königtum der Schönheit, das im Ungeheuren der Einmaligkeit verborgen liegt, wird der Watzmann immer sein eigen nennen dürfen. Und immer, selbst wenn Modernisierung und Demokratisierung noch weitere Fortschritte machen sollten, wenn die Seilbahn und das Gipfelhotel mit Glasterrasse wirk-

lich gebaut würden, wird die Krone der Erhabenheit über den Täfern des Alltags leuchten.

Berghesgaden im Frührot — ein Bild aus dem Märchenbuche des Schöpfers, voll Reiz und Anmut wie kaum ein zweites! Noch schaute der Herrscher über die dunklen Tannenwälder, gelassen lächelnd, freundlich, fast liebenswürdig. Aber er wurde sofort kühler, je näher wir an ihn herantraten, nahm mehr und mehr eine reservierte Haltung ein und zeigte sogar, als wir bei der Hammerstieleschneise jenseits des Fledens Isant endgültig menschliche Kultur verließen, um uns der Unberührtheit der Natur hinzugeben, ein geradezu mürrisches Gesicht. Erst wie wir darauf nach mehrstündigem Steigen durch Wälder und Wiesen, über Almen und Matten das Münchener Haus des Alpenvereins erreicht hatten, wurde er — nicht zutraulicher, aber gesprächiger, öffnete zum erstenmal Blicke in seine Welt, die er am vollen Sonnenglance vor unseren erstaunten Augen wie eine Landkarte ausbreitete, warnte zugleich jedoch vor jedem weiteren Vordringen. Und in der Tat schaute er, wie er sich vor dem kleineren Bruder und Kindern majestätisch emporreckte, nicht eben einladend aus. Sein Haupt selbst hielt er noch hinter dem breiten Schulterglat verborgen. Aber auch diese unheimlich gedrückte, nahezu drohende Haltung schreckte nicht unseren Wagemut. ...

Wir stiegen. Es war kein Pfad mehr, sondern nur Geröll. Die Wälder waren längst versunken, und auch die Latschen hatten allmählich aufgehört. Das Vergnügen war Arbeit geworden, harte Arbeit sogar. Die Sonne brannte dazu, und der Schweiß perlte. So ging es aufwärts, langsam, Schritt für Schritt. Kein Wort im Munde, aber im Herzen die frohe Hoffnung auf die herrliche Gipfelfest. Da plötzlich — wir trauten kaum unseren Augen — warf der seitwärts lauernde kleinere Bruder, der nun noch tödlicher schien als der große, wallende Nebelfahnen über die Grate. Und ehe wir uns recht besonnen, was geschehen, lag schon die goldene Welt hinter grauen Schleiern versteckt. Wir stolzen, hofften und stiegen. Aber wie wir endlich das Hohe mit dem Gipfelkreuz und der kleinen Schutzhütte erreicht hatten, mit Mühe und Not und dem Mut der Verzweiflung, sahen wir, daß wir doch nichts sahen. Weder die herrliche Fernsicht bis hinüber zu den Tauern und den Ostalpen, noch den Nahblick auf den Königssee und das Stelnerne Meer. Einzige die Mittelspitze tauchte zeitweilig aus den Nebeln hervor. So hodten wir, verzehrten unseren letzten Mundvorrat und warteten. Warteten geduldbig eine Stunde lang und mehr. Alles vergeblich. Ein Vorschlag, inzwischen über den nur schlecht gesicherten Grat zur Mittelspitze hinüberzuleitern, scheiterte an der Einsicht der Lebensgefahr und der Ausichtslosigkeit dieses Wetters. Endlich blieb uns nichts anderes übrig, als wiederum abzuweichen. Und während wir langsam über die Anger zurückkletterten, Fels um Fels und Schritt um Schritt, schidte uns der beleidigte Riese noch einige Regenschauer nach. Bis wir, mit einem Verunglückten, der auf dem nassen Gestein böß ausgeglitten war, wiederum bei dem Berghause antamen. Da aber — Wut wider Naturgewalten ist unsinnig! — hörte mit einem Male der Regen auf, wichen Wolken und Nebel, sodas wir zum guten Schluß noch einen schönen Rückmarsch durch die Wimbachklamm hatten.

Rech am Watzmann! Tausende haben es gehabt, und Tausende werden es noch haben; denn gegen die Launen des Schicksals ist kein Kraut gewachsen. Wer aber diesen Launen nachspürt, ihre Ursachen sucht und ihre Wirkungen in sein Weltbild einbaut, der hat den Blick für die innere Schönheit, die äußerlich vielleicht unschön scheinen mag, die aus dem Wesen kommt und wiederum Wesentliches gibt. Und wer wagte, solche Schönheit beim Watzmann, dem großenden König in einer königslosen Zeit, zu bezweifeln!

Die gefiederte Welt im August.

Von Hans v. Gaudeder.

In der Natur ist ein Stillstand eingetreten. Das reife Korn harri des Schnitters. Das Nachwachsen des kurz gemähten Grases auf Wiesen und Äckern ist langsam und traktlos. Doch in der Vogelwelt geht eine Erneuerung vor sich: die Mauser ist in vollem Gange. Heimlich sind die lustigen Sänger geworden. Im versteckten Gesänge warten sie, bis die ausgefallenen Federn durch neue ersetzt sind. Im Überflus hat die Natur in dieser Zeit, da die Vögel durch das Verlieren der Federn in der Bewegung behindert sind, den Tisch gedeckt. Ohne langes Umherfliegen finden die Sänger Käfer und Insekten, Beeren und Früchte.

Einfach und schlicht wird das neue Federkleid. Es ist so recht für eine lange Reise geeignet, bei der die bunten Farbenpracht nur hinderlich wäre, und die vielen Feinde, die den Sängern auf der weiten Fahrt nachstellen, auf ihre

Opfer aufmerksam machen würde. Oft sind die Vogelarten für den Laien kaum wiederzuerkennen. Braune oder graue, ohne Kontraste ineinander übergehende Farben, haben den einst bunten Vogel zu sehr verändert.

Auf den nahenden Zug nach dem Süden läßt das Gebaren der Stare schließen. Weit in die Felder und Wiesen hinaus ziehen sie in großen Haufen, die in dem Röhricht einsinken und schwabend und lärmend über die bevorstehende Reise diskutieren. Ein herrliches Schauspiel bieten diese freisenden Vögel, die bald in dichten Schwadern, bald in kilometerlanger Front zu Tausenden die Luft durchziehen. Wie ein heranbrausender Sturm hört sich das Rauschen der vielen rastlosen Flügelpaare an. Die Turmschwalben, die um die höchsten Gebäude in schwirrendem Fluge ihre Kunst zeigen, beginnen Ende des Monats das Land zu verlassen. Die rauhen Winde in luftiger Höhe haben die gegen Kälte empfindlichen Sealer rechtzeitig gewarnt. Auch die Neuntöter sind über Nacht verschwunden, während die Störche sich über Marschroute und Abflugtag noch nicht einig sind. Häufig kann man sie im Familienrate auf den frohschreien, sumpfigen Wiesen beobachten. Telefon- und Telegraphenbräute dienen den Schwalben als Versammlungsort. Dicht nebeneinander sitzen sie in langer Reihe. Die Spaken beginnen bereits, die Nester der Schwalben für sich in Anspruch zu nehmen.

Als Ausleich für die abziehenden Freunde schickt uns der Norden die Wasserläufer, deren durchdringende Pfiffe kilometerweit von den Ufern des Teiches zu hören sind. Scheu ergreifen sie die Flucht, als sich der Jäger mit seinem Hunde dem Tümpel naht. Doch nicht ihnen gilt die Jagd, sondern den Wildenten, deren Brut jetzt flügge ist. Das dichte, wuchernde Sumpfaras, die Schlingpflanzen und Schachtelhalme durchsucht der treue Jagdgefährte, der Hund. Unermüdllich ist er im Aufsuchen der Enten. Treu liefert er seinem Herrn das erste Wild ab und stürzt sich wieder in das Pflanzengewirr.

Von den fahlen, abgeernteten Feldern haben die Rebhühner in Kartoffel- und Rübenfeldern Schutz gesucht. Doch der feinen Nase des „Deutsch-Kurahaar“ entgehen sie nicht. Unbeirrt folgt er der Bitterung. Plötzlich steht er wie festgenagelt. Schon schwirrt das Wild ängstlich davon. Schüsse fallen, der Jäger hängt die Beute an den Galgen.

Die Vogelfreunde, die im Herbst Nistkästen anbringen wollen, suchen schon im August die geeignetsten Plätze aus. Jetzt, da das Laub noch an den Bäumen ist, lassen sich Mißgriffe leicht vermeiden. Zwar lieben die Vögel etwas Deckung. Sie wollen jedoch, daß ab und zu ein Sonnenstrahl ihre Wohnung trifft. Die ganz von Laub überdeckten Plätze sind daher zur Anbringung von Nistkästen nicht geeignet.



Haus, Hof und Garten



Das Veredeln der Rosen.

Das Veredeln der Rosen geschieht durch das Augeln (Stulieren) entweder im Frühjahr (Mai) auf das treibende Auge oder im Sommer (Juli-August) auf das schlafende Auge. Am meisten wird das letztere Verfahren angewandt, weil man um die Zeit seiner Ausführung über gut ausgebildete Knospen verfügt. Diese kann bereits im Juni, sobald sich die Rinde vom Wildling leicht lösen läßt, beginnen und hört mit Ende August auf. Sollte sich um diese Zeit infolge anhaltender Trockenheit die Rinde schlecht lösen lassen, dann sind die Wildlinge zwei Tage vor der vorzunehmenden Veredelung recht stark zu bewässern.

In den Wildlingen wird zunächst ein T-förmiger Einschnitt gemacht und die oberen Eden der beiden Flügel rechts und links von dem fentresten Schnitt losgelöst. Auf diese Weise gewinnt man Plak, um das „Schildchen“ mit dem Auge einzuschieben. Dierauf löst man mit einem scharfen Messer das einzusetzende Auge mit einem Stückchen Rinde von dem Zweige des Edlings ab, entfernt die an der Rinde innen haftenden Holzteile gänzlich, so daß nur ein dünnes Scheibchen übrigbleibt. Dieses so gewonnene „Schildchen“ schiebt man hinter die Rinde des T-Schnittes ein und umwickelt es nicht allzu fest, aber auch nicht zu locker, mit Bast, so daß das Auge selbst freibleibt. Nach vierzehn Tagen wird der Verband gelockert, indem man den Bast auf der hinteren Seite durchschneidet. Bei diesem späteren Verfahren dürfen die wilden Triebe nicht gekürzt werden, da sonst das eingesetzte Auge zum Austreiben gebracht wird. Es würde sich dann nur ein schwacher Trieb entwickeln, der nicht mehr ausreifen könnte und daher später dem Froste zum Opfer fiele. Noch sei darauf aufmerksam gemacht, daß das Augeln recht rasch geschehen muß, damit besonders das Schildchen nicht seine Frische verliert.

Pflege der jungen Gemüsepflanzen.

Bald nach der Bestellung der Gemüsebeete kommt die Sorge um ihre Pflege. Sie ist notwendig, damit das Wachstum der jungen Pflanzen rasch gefördert wird und sie sich zu kräftigen Pflanzen bald entwickeln. Dann sind sie gefeit gegen Krankheiten und Schädlinge, die beide schwächliche Pflanzen mit Vorliebe befallen. Was zunächst die Saatbeete anbelangt, so sind die Keimlinge, sobald sie 3 bis 5 Zentimeter hoch gediehen sind, bei zu dichtem Stand auf die richtige Reihe auszulichten, damit Licht und Luft die vereinzelt Pflanzen umfluten können und die Wurzeln sich gegenseitig die Nahrung nicht entziehen. Gleichzeitig muß natürlich das Unkraut ausgefätet und der Boden zwischen den Reihen gelockert werden. Das muß so oft geschehen, als die Oberfläche des Bodens durch Gießen oder Regen verkrustet. Die Entwicklung der Kohlspflanzen wird durch regelmäßiges Gießen besonders in der ersten Zeit mächtig gefördert. Es genügt schon, die Pflanzen alle drei Tage einmal durchdringend zu bewässern. Jede Pflanze muß mindestens einen halben Liter Wasser erhalten. Die

benetzte Stelle ist mit Erde abzudecken, damit der Boden nicht verkrustet. Noch wichtiger als die Bewässerung ist die Offenhaltung des Bodens, namentlich in trockener Zeit während des Sommers, damit der Boden nicht austrocknet und genügend Luft Zutreten kann; denn Sauerstoff ist auch für die Bodenbakterien, die den Pflanzen die Nährstoffe übermitteln, eine Lebensbedingung. Darum ist die Oberfläche des Bodens, so oft sie verkrustet ist, mit der Gade zu lockern oder die Kruste abzuschürfen. Das kann im Laufe des Sommers alle acht oder vierzehn Tage geschehen.

Erfolgreicher Anbau des Blumenkohl.

Bekanntlich stellt der Blumenkohl hohe Ansprüche an den Boden, der große Mengen Dunststoffe enthalten muß. Außerdem verlangt er viel Feuchtigkeit, besonders während der Entwicklung der Blumen. Er ist um diese Zeit täglich zwei- oder dreimal leicht zu gießen und auch zu überspritzen. Ohne Feuchtigkeit ist nur ein bescheidener Anbau der Blumen möglich. Rasam ist, die jungen Pflanzen schon bald anzuhäufeln, am besten mit nährhafter Komposterde, da sich dann neue Wurzeln an dem mit Erde bedeckten Strunk entwickeln. Dadurch wird die Ernährung der Pflanzen bedeutend erhöht. Damit das Gießwasser direkt den Wurzeln zukommt, wird mit dem Anhäufeln ein kleiner Graben um den Hügel gemacht. Sobald sich im Grunde die Blumen zeigen, werden die inneren Blätter mit Bast zusammengebunden, damit kein Licht eindringen kann. Das Umkniden eines Blattes erfüllt nicht immer diesen Zweck.

Stammaustriebe bei jungen Bäumen.

Vielsach werden die Triebe, die aus dem Stamm bei frisch gepflanzten Bäumen entstehen, der Baumkrone Nachteile bringen. Deshalb werden die Triebe alsbald entfernt. Das trifft aber nur für Bäume zu, die stark im Wachsen begriffen sind. Bei frisch gepflanzten Bäumen sollte man derartige Triebe, auch vollstündlich „Ausschläge“ genannt, selbst wenn sie aus den Wurzeln kommen, ruhig sich entwickeln lassen. Sie nützen dem Baum dadurch, daß sie die Nährstoffe, die die Wurzeln aus dem Boden aufnehmen, helfen verarbeiten. Diese Wurzel- und Stammtriebe werden erst beim allgemeinen Baumschnitt im Herbst beseitigt. Bei Bäumen mit schwachem Stamme läßt man sie auch noch im zweiten Jahre nach der Pflanzung stehen. Sie tragen wesentlich zur Stärkung des Stammes bei, der dann später um so besser seine Krone tragen kann.

Praktische Winte.

Umgefropfte Bäume sind jetzt nachzusehen und sind zu üppigen Schosse etwas einzuführen, die Leittriebe anzubinden und zu dicht stehende Triebe ganz zu entfernen. Auch sind an diesen Bäumen die starken Wasserschosse ganz zu entfernen.